

Von D. Gaul.

Es glänzt die liebe Morgenröthe durch's kleine Fenster hell herein, Der jugend Tag steigt auf in Wonne, Wer sollte da nicht fröhlich sein! Doch ich am Tische sitz' in Leide, Die Lippe starr, das Auge nah, Und neben mir im Sterbkleide Liegt meine Mutter, kalt und blaß.

Der Mund, der einst so traut gesprochen, Hat nun kein einzig' liebes Wort, Die treuen Augen sind geschlossen, Das süße Lächeln schwindet hinfort, Was thut ich dir, du bleicher Schmeißer, Doch du mir triffst das Herz so schwer? Das Wort, das Wort ist gar zu bitter: Ich habe keine Mutter mehr!

Die weißen Hände still gefaltet, Wiegt du, umgänzt von Morgenlicht, Ein heil'ger Himmelsfrieden waltet Auf deinem blaffen Angesicht, O Alles, Alles ist zu Ende, Hier geht mein Jugendtraum zur Ruh'! Ich küsse Lippen dein und Hände, Dann bed' ich dir das Antlitz zu.

Das junge Mädchen in Paris.

Blauberei von A. Brunnemann.

Die Venus von Milo ist nicht chic, denn sie hat keine Taille, erklärte mir meine Schwestern kurz und bündig, als wir im Louvre vor jenem unergieblichen Denkmale griechischer Kunst standen, das seit Jahrhunderten das Ideal weiblicher Schönheit geworden. Statt andächtig auf die edle Sprache aus jener versunkenen Schönheitswelt zu lauschen, zog sie es vor, eine „gelehrte“ Bemerkung zu machen. Sie war eben ein edler Pariser Backfisch, wenn man diese Bezeichnung auf ein halbfeines und doch schon recht fröhliches Mädchen anwenden darf. Ich mußte unwillkürlich an einen köstlichen Brief denken, den Theophile Gautier an sein Zöcherchen schrieb, nachdem es ihm erklärt hatte, die Alpen hätten seinen Erwartungen durchaus nicht entsprochen. „Hüte dich“, sagt er, „den Maßstab der Kritik an wirklich schönen Dingen zu legen. Um eines Witzwortes willen geräthst du dich jeglichen Genusses. Erwäge nicht die Begeisterung der Jugend wohl an. Du hast noch während eines langen Lebens Zeit genug, das Lächerliche zu finden, was dir jetzt erhaben scheint.“

Ja, eine Jugend ohne Enthusiasmus, ohne edle Ideale ist das Noos des Pariser Mädchens. Die rege Intelligenz, die im Treiben der Riesenstadt vieles schneller als nöthig erfährt, ist keines ausnahm. Herzensgrunde kommen den Stimmungen mehr zu, als der „gallische Sprit“, der gar früh erwacht, ist leicht dazu geneigt, das Erhabene in's Lächerliche zu ziehen. Wohl werden Ideale verfolgt, aber sie fehen den Jdealen einer begeisterten fähigen Jugend so unähnlich, wie die Venus von Milo einer Modestuppe mit Wespentaille und Keulenarmen. Armes Backfischchen, es ist nicht deine Schuld! Die Erziehung, die leider nur zu oft auf äußerlichkeiten, auf Befriedigung der Eitelkeit, die der Hauptfehler der französischen Nation ist, hinstrahlt, trägt die ganze Verantwortung. Nichtig gehandhabt könnte sie die glücklichen Resultate haben, denn die junge Französin ist meist sehr begabt, impressionistisch und infolge dessen leicht zu beeinflussen. Kommt das Kind aber in falsche Hände, so wird ein frühzeitiges, totes Pflänzchen großgezogen, bei dem der „esprit“ das erblüht, was so wohlthuend am Weide ist: wahres Gemüth, tiefe Innerlichkeit. Als Romanen sind sie mehr dekadent als intuitiv, weshalb schon von Haus aus mehr Hang zu Ueberlegung und Berechnung vorhanden ist, als naives Fühlen und Instinktaufnehmen. Vernunft beherrscht sie vor Sentimentalität und Schwärmerei; eine treffliche, geübene Erziehung bildet darum jene verständige, arbeitsame, ordnungsliebende Frau, die unserer braven, vielgerühmten, deutschen Hausfrau sehr ähnlich liegt, ja die ihr sogar bisweilen an Leistungsfähigkeit und Geschäftlichkeit überlegen sein dürfte. Ein wirklich wohlgezogenes, junges Mädchen wird nicht als Frau den Fremden mit Stauern erfüllen, denn er wird in ihr durchaus nicht das finden, was er sich unter einer Pariserin vorgestellt hat, und es gibt noch viele solcher Frauen in Frankreich. Leider werden diese Frauen jetzt seltener, weil diese Art Erziehung seltener geworden ist und zu sehr nach einem régime schmeckt. Man sagt hier ebenjensol wie anderwärts über die großen Veränderungen seit der „guten, alten Zeit“, und alte Damen werden das junge Mädchen von heute mit „infiniment mal élevée“ bezeichnen.

Der französische Nationalist und verstopft fast immer einen Mühlstein. Wozu erzieht er seine Tochter? Damit sie eine gute Partie mache. Er läßt sich vom Geschnad der Zeit, vom Geschnad der Männer bestimmen. Früher liebte man an der Frau den Stolz, den Mut, die Festigkeit, denn die Frau muß in Frankreich oft den moralischen Halt des Gatten bilden. Jetzt ist ein gemüthliches Spielzeug Mode geworden, das über prächtigen Witz verfügt, das immer reizt, weil es buntschwarz ist und man nie seine letzte Farbe bestimmen kann. Es darf leicht, impetiv sein; es darf nervös sein und Launen haben; es darf steiflich über alles die Laune seines Spottes ausstrecken; aber es darf um Gottes willen keine Dummheit sagen oder ruhige Gleichmäßigkeit des Gemüths

zur Schau tragen. Eine geistlose oder eine langweilige Frau — qu'elle horren! Schließlich muß sie sehr viel Verstand für Toilette an den Tag legen — mit einem Worte „chic“ sein. Jetzt wird man begreifen, welche in der Mädchenwelt schlummernden Sinne gewendet werden. Und selten findet sich eine Nora, die sich dagegen auflehnt, nur ein buntschillerndes Spielzeug zu sein.

Aber das junge Mädchen in Frankreich ist interessant, sehr interessant, weil es sehr interessant ist, und seine Individualität wird durchaus nicht mehr durch die einseitige Personifizierung unterdrückt. Das Zurückfallen von allem Weltlichen bis zum Tage der Vermählung erlitt nicht mehr. Man macht sich im Auslande einen ganz falschen Begriff von der heutigen Mädchenerziehung in Frankreich. Man lebt da zumeist noch in den Ideen des vorigen Jahrhunderts, wo die Kinder, die man mit sechs Jahren der Mutter Verfügung übergab, erst mit sechzehn Jahren aus deren Obhut entlassen wurden. Sie traten heraus in die Welt, um einen Gatten zu beirathen, den man ihnen im Speisemagazin vorküßelte. Thatsächlich weilt jetzt ein französisches Mädchen nur während zwei oder drei Jahren im Kloster, und zwar um sich dort für die erste Communion vorzubereiten. Mit dem dreizehnten Jahre etwa kehrt es wieder in's Elternhaus zurück, in welchem es vorher ausschließlich gewohnt, und der Unterricht wird durch eine Lehrerin und durch allerlei „Kurse“ vervollständigt, d. h. bis zum sechzehnten oder achtzehnten Jahre fortgesetzt, wo es dann in die Welt eingeführt wird.

Das Gesagte bezieht sich selbstverständlich nur auf junge Mädchen, die nie daran zu denken haben, ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Da das Kloster also nur einen sehr kurzen Abschnitt des Mädchenlebens beansprucht, so kann sich kein nachtheiliger Einfluß auf die Entwicklung der Individualität geltend machen. Diese ist sogar in sehr starkem Maße vorhanden.

Der Mutter fällt der größte Theil der Erziehung zu, und ist diese von gegiebigen Gefinnungen geleitet, so ist das Kind in den besten Händen. Es theilt vom dreizehnten oder vierzehnten Jahre an ganz die Gesellschaft der Mutter, und dies hat manches vor unsrer deutscher Mädchenerziehung voraus. Es bildet sich kein Gesellschaftskreis — Backfischtrier für sich, bei welchem in fogenannten Kränzchen Sentimentalitäten oder Rindereien geübt werden, die ein Gift für unsere deutschen Mädchen sind und oft noch ein unnützes Zeitvergeben zur Folge haben. Die junge Französin, auch aus sehr bemittelten Familien, wird sehr früh an die Realität des Lebens gewöhnt. Sentimentale Schwärmereien würde ihr auf wenig nützen, denn bei dem ungemeyn geschäftsmäßigen Vorgehen bei Heirathsangelegenheiten ist jede Illusion ausgeschlossen — ein überflüssiger Ballast, dessen man sich nicht früh genug entledigen kann.

Es schnürt einem fast das Herz zusammen, wenn man sich ein hübsches, intelligentes und liebenswürdiges junges Mädchen im trockenen Tone von der Welt von seiner einseitigen Vermählung reden hört; die Eltern oder Freunde der Eltern werden einen jungen Mann aus guter Familie vorschlagen, der, wenn er sich geneigt zeigt, ihr vorgeführt wird. Und wenn sich beide Theile gänzlich mißfallen, verläuft die Sache im Sande. Jetzt nur ein Theil ein wenig Interesse, so werden die Verhandlungen bis zur endlichen Verlobung fortgesetzt.

Merkwürdigerweise wollen die jungen Mädchen alle heirathen, und zwar weil sie in ewiger Gefangenschaft und Verdammung leben und erst mit dem Tage der Vermählung eine gewisse Freiheit erlangen. Das Mädchen, auch wenn es die erste Jugendblüthe längst hinter sich hat, darf nie einen Schritt allein gehen, und für liebste Naturen wird dieses ewige Geleiten und Begleiten eine unerträgliche Last. Als Frauen sind sie etwas — die französische Frau wird gesellschaftlich sehr geachtet — also beilen sie sich, Frauen zu werden. Das ist in Frankreich weit leichter als in Deutschland oder England, wo das schöne Geschlecht in übertriebener Zahl vorhanden ist. In Frankreich gar zu leicht ist es doch nicht, und zwar deshalb, weil die Herren der Schöpfung zumeist sehr hohe Ansprüche auf Wissen und äußere Vorzüge machen, oder aber, weil sie sich überhaupt dem Ehestand gegenüber sehr steiflich verhalten. Der leichtlebige, junge Mann findet zuviel Zerstreuung und scheint sich keineswegs danach, eine Reihe edler Pflichten und Verantwortungen auf sich zu laden. Der junge Mann von erstem Grundfassen — und es gibt deren auch in Frankreich noch genug — empfindet ein geheimes Grauen vor dem, was aus einem hübschen, jungen Mädchen werden kann, wenn es mit der Zeit von der modernen Nervosität der Großstadt angekränfelt wird. Wieviel Frauen seiner Freunde waren mit achtzehn Jahren reizende, lockende, wißig plaudernde Geschöpfe und sind jetzt mit dreißig Jahren unattraktiv geworden; nervös, launenhaft, fähig in Paradoxen gefallend, um liberal aufzutreten und Verwunderung zu erregen. Er weiß, daß, je wichtiger und intelligenter die kleine Französin ist, sie bereit desto unattraktiver und überreizter sein wird.

So wird auch in Frankreich die Hauptpflicht eines jungen Mädchens darin bestehen, sich recht begehrenswürdig zu machen. Das eine wünscht einen lustigen Lebenskomraden zu finden, das andere sucht einen gelehrten Mann mit guter Stellung. Erstere ist sehr „mal élevée“, letztere sehr „accomplished“. Erstere ist zu natürlich, letz-

tere zu gefast. Die eine fährt auf dem Biwale in der Manege, geht in's Palais de glace, am Schlittschuh zu laufen, und fristet sich wie ein ungefährlicher Pudel; die andere meidet streng jeglichen Sport, hält sich nur fernzergange und glättet ängstlich jedes Härchen. Sie will sehr „chic“ und sehr wohlgezogen sein. In Gesellschaft macht sie viel Pöse und ist doch oft noch listig, weil sie fürchtet, eine Dummheit zu sagen oder sich irgend eine Blöße zu geben. Sie liest nur erbauliche Jugendgeschichten, weil die Eltern ängstlich alle überwachen — hinter deren Rücken schaut sie mit doppeltem Interesse in ein polizeiwidriges Buch — aber sie würde es nicht einmal fern intimen Freundin (die sie in den seltensten Fällen besitzt) gestehen. Ihr Ziel ist, besonders wenn sie nicht über allgrobtes Vermögen verfügt, recht „accomplished“ und vermöge ihrer inneren und äußeren Vorzüge eine gefuchte Partie zu werden. „Warum quälst Sie sich noch immer mit dem Klavierpiel, wenn Sie weder Lust, Geschmack noch Talent besitzen?“ frage ich ein junges, erst sechzehn Jahre altes Ding, das sich täglich ein paar Stunden damit abmüht, sich die schwierigsten Vortragsstücke einzupauken. „Aber“, entgegnete sie naiv, „wenn ich ein Talent mehr besäße, bin ich doch in den Augen der jungen Männer mehr werth!“ Diese Berechnung der solcher Jugend wirkt geradezu abstoßend.

„Une jeune fille mal élevée“ ist mir viel lieber. Erstens ist sie viel herzlicher, viel gemüthvoller, viel bildungsfähiger und oft wirklich ein sehr interessanter Charakter; überhaupt ist das ausgezeichnete, veranlagte französische, junge Mädchen für einen Erzieher eine interessante, wenn auch nicht immer dankbare Aufgabe. Das schlecht erzogene, junge Mädchen, d. h. das sich selbst überlassen gebliebene, entwickelt sich direkt zum neuesten Frauenideal: zum „gamin de Paris“. Wir finden „Lolo“ Flug, meist gefreicht, immer lachend. Sie ist nicht feig, aber ein unbestimmtes Etwas liegt in ihrem Geiste, das uns veranlaßt, uns eingehender mit diesem Geschöpf zu befassen. Sie ist weder gut noch böse; sie kann sogar bisweilen sehr gutmüthig sein. Vor allen Dingen denkt sie aber zu nächst nur an sich und konstituiert sich ihre kleine Welt, in der es recht lustig zugeht und wo alles um ihr pitantes, kleines Ich drehet. Die Eltern sind ihrem Selbstleben gänzlich fremd geblieben. Sie beeinflussen die Erziehung nicht, denn sie wissen nicht recht, wie sie das Kind erziehen sollen; sie wissen auch nicht wozu. Als Pariserin? Zu einer solchen entwickelt sich die Kleine schließlich und das ist das Beste, was aus ihr werden kann, denn die edlen Pariserinnen sind im Grunde diejenigen, die sich am leichtesten und gewandtesten in allen Lebenslagen zurechtfinden. Mit dem besten Verstand und dem tief verankerten guten Herzen wird sie überall hinpassen, und wenn sie genug an sich gehabt hat, so besinnt sie sich früher oder später, daß sie auch an andere Pflichten zu denken hat, und wird sie rechtchaffen zu erfüllen suchen.

Dabei kommt ihr noch zu flatten, daß sie viel gelernt hat. Der Pariser Backfisch muß meist unglücklich viel lernen. Glücklicherweise fällt er sehr leicht, denn die Art und Weise, wie der Unterricht gehandhabt wird, verlangt viel mit einemmal. Sie zieht mehr auf ein Gelingen mit allerhand hochgehenden Dingen hin, als auf eine systematische Disciplin des Geistes. Es würde zu weit führen, über die kurze und französische Unterrichts-methode für „Töchter gebildeter Stände“ zu sprechen. Vorzügliche Schulen und sogar Lycées für Mädchen existiren, doch diese zu besuchen, gilt in den Kreisen, von denen ich rede, für unpassend — man würde sich ja mit der Tochter eines Genserebetenden oder mit einer armen Bekehrin auf einer Bank befinden. Aber wenn auch der Geist nicht in „spanische Stiefel“ eingeschnürt wird, sondern nach Belieben unter „irrlischer“, wenn auch der bunte Schmetterling nie zur Biene zu vermandeln ist, so lernt das Mädchen viel, und von allem etwas. Es kann sich durch's Leben helfen und vor allen Dingen mit dem Gatten auskommen — und das ist oft nicht leicht. Eine kurze Legezeit in der rauhen Schule des Lebens hat so manches Wunder vollbracht, und nie einseitig und hausbacken ist die Frau meist der ganze Halt des französischen Familienlebens, indem sie nach innen und außen hin mit praktischem Geschick und feinstem Takt Schaben deckt, die sonst, und besonders bei weichen, überempfindlichen, germanischen Naturen, den unheilvollsten Ausgang nehmen.

— Durchschaut. Haushälter. „Weshalb sind Sie von Ihrer früheren Herrschaft entlassen worden?“ — Dienstmädchen (verlegen): „Weil... weil ich doch diesen Herbst heirathen wollte!“ — „So, so, da haben Sie wohl an nichts anderes mehr gedacht, wie an die Aussteuer!“

— Immer profitlich. Mose. „Wie wollen mir geben die Hand Ihrer Tochter in drei Monaten?“ — „Ja.“ — Mose. „Und wenn ich sie heirat' gleich, wie viel Prozent Rabatt geben Sie mir?“

— Immer kaufmann. Sohn (zur Gattin, welche eben ihre Tochter Platz nehmen läßt, im Ballsaal): „So, nun, wenn Du willst finden Ansehen, dann arrangire geschmackvoll unsere Auslage!“

— Immer zu ferde. „Verstehe denn aber Deine kleine Frau auch etwas von der Küche?“ — Kavalier (zu Gemis, wenn sie will, sag' ich Dir, focht sie sojagen die hohe Schule!“

In der Heimath des Ritters mit der eisernen Hand.

Eine Gestalt, in der sich Licht und Schatten dieser Romanit so recht augenfällig ausprägen, ist der Ritter Götz von Berlichingen. Stark, kühn, ein Meister im Waffenhandwerk wie kaum einer neben ihm, voll Mannesstolz und ungezügelter Freiheitsliebe, von überdem Freimuth und offener Herzlichkeit gegen den Freund, war er gleichzeitig doch ein wohlthätiger Geselle und in seiner Hebelstetig keigt, bei jedem Handel sein gutes Schwert in die Waagschale zu werfen. Das Bild, das Götz in seinem „Götz von Berlichingen“ vom dem Helden mit der eisernen Hand gezeichnet hat, ist nicht ganz wahr.

Indessen, wir wollen hier nicht über den alten Ritter Götz zu Bericht sagen, wir wollen vielmehr den Orient einen kurzen Besuch abstatten, wo seine Heimath war, da er noch unter den Lebenden weilt, den Stätten, die durch die Vermählung mit seinem Namen ein Stück seines Ruhmes als ihr Erbschiff behalten haben.



Rest des Stammschlusses.

Wandern wir von Modmühl auf der den vielfachen Krümmungen der Jagst sich anschmiegenden Landstraße thalwärts, so sehen wir uns nach und nach bis drei Stunden Wegs ganz umringt von Berlichingenschen Erinnerungen. Da liegen nahe beieinander Berlichingen, Jagsthausen und Schönthal, die Wiege der Hauptpflicht und der Grabstätte des Geschlechts. Unten in dem etwa über 1000 Einwohner zählenden Pfarrdorf Berlichingen, gegen Jagsthausen hin, stehen heute noch die Reste der Stammsburg dieser von Berlichingen. Sie war einst ein sogenanntes „Wasserfloss“, d. h. ein Schloß, das mit einem wassergefüllten Graben umgeben war. Nach den erhaltenen Angaben muß sie einst einen gewaltigen Umfang gehabt haben, denn es bauten darin noch im 15. Jahrhundert, die Jagsthausen der Hauptpflicht der Familie wurde, die Mitglieder verschiedener Zweige des Stammes. Heute jedoch steht von der ganzen Burg nur noch ein drei Stöckiges hölz. thurmähnliches Gebäude, das einst einen Flügel des Herrenhauses bildete.

Unser Ritter Götz ist nicht in Berlichingen, sondern in Jagsthausen geboren worden, und zwar im Jahre 1480 als der jüngste von seines Vaters Arian von Berlichingen fünf Söhnen; in dem auf altem Römerboden stehenden Schlosse, das heute noch erhalten ist, hat er, wenn auch mit großen Unterbrechungen, in seinen ersten Jugend- und Mannesjahren seine Heimath gehabt.



Göthburg.

Erst 1520 schloß Götz mit seinem Bruder Hans einen Theilungsvertrag, wonach Hans Jagsthausen, Götz aber die Burg Pösch erhielt; in diesen beiden Linien, Berlichingen-Jagsthausen und Berlichingen-Pösch, blüht heute noch das Geschlecht.

Das „alte Schloß“ zu Jagsthausen birgt das Wahrzeichen des Ritters Götz, seine eiserne Hand, die er sich anfertigen ließ, als ihm seine eigene Rechte im Jahre 1504 vor Landshut durch einen Schuß zerstückelt worden war.

Eine halbe Stunde oberhalb Berlichingen liegt das Kloster Schönthal mit seiner prächtigen Kirche, die den berühmten Abt Benediktus Anstelt (gestorben 1791), den angehörenden der „Mitteldeuse“ zum Erbauer hat. Der Stifter des Klosters, Ritter Wolfram von Veberburg, hatte einst um die Mitte des 12. Jahrhunderts von einem Engelbald von Berlichingen Grund und Boden für den Bau des Klosters unentgeltlich erhalten unter der einzigen Bedingung, daß er oft einer von Berlichingen mit Lob abgäbe. Abt und Convent verpflichteten sich, den Todten mit einem Biergespann abholen zu lassen; dann, wenn der Leichnam vor der Klosterpforte anlämte, ihn professionell in die Kirche zu geleiten, die gewöhnlichen Erzeugnisse halten zu lassen und endlich im Kreuzwege des Klosters, der für immerwährende Zeiten der Familie von Berlichingen als Erbbegräbnis überwiegen werde, feierlich beizusetzen.

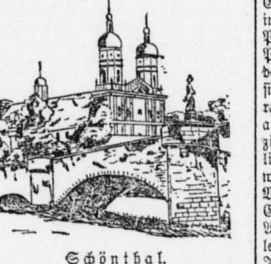
Der letzte Berlichingen, der hier seine Ruhestätte fand, war ein Sohn des Ritters mit der eisernen Hand. In

den Frieden der „speciosa vallis“, wie im alten Wälschstein Schönthal heißt, ward auch der alte Held geköpft, als er, ein 82jähriger Greis, auf seiner Burg Hornberg draußen am Redarthale das Zeitsliche gesegnet hatte.



Hornberg.

Götz hatte diese Burg im Jahre 1517 selbst käuflich erworben; hier war sein ständiger Wohnsitz in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens, hier schrieb er jene originelle Selbstbiographie, die, wenn sie auch keine ganz reine Geschichtsquelle ist, doch zu den bedeutendsten Denkmälern der mittelalterlichen Kulturgeschichte gehört. Hier sah er die Jahre erzugener Ruhe ab, als er 1530 zu Augsburg die barte Urfehde hatte beschwören müssen, die ihm von Schwäbischen Bunde nach seiner Beilegung am Aufstande der Bauern auferlegt worden war. Ein graumal Roos für den Ruten mit dem urarühigen Wute! Sechzig Jahre lang, behauptet Götz in seiner Selbstbiographie, durfte er die Markung seiner Burg Hornberg nicht übersehen, kein Pferd bestiegen, und selbst dann, wenn er innerhalb seiner Hofmarkung blieb, sollte er Abends wieder auf die Burg zurückkehren. Hornberg ist heute, nachdem es oft den Besizer gewechselt, Eigentum der Familie von Gemmingen.



Schönthal.

Noch manches andere Bauwerk steht in der Gegend, an das sich Götz's Name für alle Zeiten geknüpft hat. Berühmt ist jener „Göthenturm“ zu Heilbronn, darin der Ritter nach der von Götz aufgenommenen Volksfestung Jahre lang in dunkler Kerkerhaft gefesselt haben soll. Aber wir wissen aus der eigenen Versicherung des Gefangenen, daß er nur eine Nacht darin zugebracht hat. Die geschichtlichen Ereignisse aber, die Götz in jenem Heilbronner Thurm gebracht haben, leiten uns hinüber zu dem „Göthenturm“ zu Modmühl, dem heute noch hochaufragenden Bergfried der alten Stadtburg. Dort sah unser Ritter in der Eigenschaft eines bergolischen württembergischen Amtmanns, als jener Kampf zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und dem Schwäbischen Bunde ausbrach, der den unglücklichen, aus Hauff's „Väthenstein“ bekannten Fürsten auf geraume Zeit um Thron und Land brachte. Die Redarsum, einen schwachen Tagemarsh entfernt, stand das stregische Bundesheer, Götz aber war entflohen, sich „nicht aus der Mausfalle nehmen zu lassen“, wenn nicht die Stadt, so doch die feste Feindes hertz zu besetzen. Zwei Fährlein bayrischer Knechte rüdten vom Redarsumer Hauptlager heran, die Stadt ergab sich sofort, Götz aber hielt tapfer aus, bis endlich Mangel an Lebensmitteln und Kriegesbedarf ihn zu einem verzweifelten Entschlusse trieben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1519 unternahm er mit etwa 80 Mann einen Ausfall, ward aber hierbei verounndet und mit der Mehrzahl seiner Kriegsgelente gefangen genommen.



Im Kloster Schönthal.

So geschah es, daß er in jene Haft zu Heilbronn gerieth, aus der er sich erst 1522 um die Summe von 2000 Goldgulden auslöste.

— Verfeinerung. Sergeant. „... und was ist denn für Vater, Mose?“ — Mose: „Der hat'n Antiquitätenladen für — Kerber!“

— Selbsttäuschung. Stud. Dummet: „Nein, bei der entsetzlichen Hitze ist es einem absolut unmöglich, zu arbeiten; — da laße ich die Wäcker sein und gebe lieber ein bißchen Regel schieben!“

— Schlechter Trost. „Das ärgert mich jeht! Gab' ich vergesenen Cigaretten mitzunehmen!“ — „Wissen S' was? da sigen S' einfach in den Nichtraucherzügen: da dürften S' so wie so net rauchen, auch wenn S' Cigaretten hätten!“

Die Togo-Expedition.

Von außerordentlichem Erfolge ist die deutsche Togo-Expedition begleitet gewesen, welche, theils mit Reichslosten, theils mit Unterstützung der deutschen Colonial-Gesellschaft ausgerüstet, die Aufgabe hatte, den Einfluß der Fremden im Hinterlande der Colonie Togo zu beschränken und die Handelsbeziehungen zu demselben den Deutschen zu sichern. Durch das energische Vorgehen der Expedition gelang es, der französischen, bedeutend mächtigeren Unternehmung Decour's zuvorzukommen, und die mit verschiedenen Häuptlingen, bezw. Sultanen abgeschlossenen Handelsverträge, namentlich der wichtigste unter ihnen mit dem Sultana Omaru von Gando, legen diese Zeugnisse davon ab, daß die drei deutschen Forscher sowohl schmeidige Soldaten wie geschickte Diplomaten waren. Die Expedition, die am 6. November 1894 Mißahöhe betrug, kam am 10. Januar 1895 in Saname Nangan an. Von hier aus machte Premierlieutenant v. Carnap in Gilmärschen den Vorstoß nach Sai am Niger und Gando in Gurma, wobei er die französische Expedition Decour, die ihm den Vortrang streitig machte, überholte.



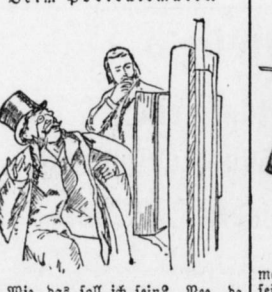
Hans Gruner.

Ueber die drei Teilnehmer der Expedition, deren Biographien wir bringen, können wir folgende Mittheilungen machen: Dr. Hans Gruner, der Leiter der Expedition, geboren am 10. März 1865 in Jena, studierte Mathematik und Physik in Jena, Zoologie, Botanik und Philosophie in Freiburg i. Br. In den Jahren 1887 bis 1891 widmete er sich dem Studium der Chemie, Mineralogie, Geologie und Geographie und arbeitete an den Sternwarten zu Leipzig und Jena. Auf solche Weise gründlich zum Naturforscher ausgebildet, war Gruner dazu aufersehen, 1890 die Wilmann'sche Sen - Expedition nach Central - Afrika mitzumachen, deren Ausführung jedoch infolge der gestörten Kataltropen unterblieb. Im Jahre 1892 erhielt Gruner den Auftrag, im Reichsdiene die politische Station Mißahöhe in Togo in eine wissenschaftliche Station umzuwandeln, welche Aufgabe er demnach löste, daß ihm die Reichsregierung später mit Zustimmung der Deutschen Colonial-Gesellschaft als Beweis ihres Vertrauens die Führung der Togo-Land-Expedition übergab. Gruner verband mit die 1893 von ihm angefertigten Karten von Togo, eine große Zahl astronomischer und erdmagnetischer Messungen u. s. w. Auch an der Festlegung der deutsch - französischen Dahome - Grenze wirkte er mit.

Ihm zur Seite stehen zwei nicht minder energische Männer, deren Unterfertigung ihm den Erfolg seiner Unternehmung sicherte. Dr. med. Richard Döring, geboren am 25. October 1868 in Berlin, studierte am medicinisch-pharmaceutischen Friedrich - Wilhelm's - Institut zu Berlin, machte 1893 das Staatsexamen, diente dann als Militärarzt im Infanterie - Regiment No. 75 und im Dragoner - Regiment No. 17. Am 7. April 1894 a la suite gestellt und zur Dienstleistung im Auswärtigen Amt commandirt, wurde Dr. Döring als Regierungsarzt nach Togo gesandt und machte als medicinischer Beirath die Expedition mit.

Premier - Lieutenant Ernst v. Carnap - Quernheim, geboren am 10. September 1863 zu Döppeln, erzogen in den Cadettenhäusern zu Deanimen und Groß - Lichterfeld, wurde 1882 Officier im sachsenischen Feld - Artillerie - Regiment No. 1, trat der colonialen Bewegung bei und begab sich 1885 nach Ost-Afrika, wo er das Witu-Land durchforschte, worauf er in demselben Jahre nach Deutsch-Südwest-Indien zureisste. Im Jahre 1888 kehrte er nach Sansibar zurück und hielt sich längere Zeit auf dem Festlande von Deutsch - Ostafrika auf, beiseite ließ dann an Gebietserwerbungen auf Samu und vertrat später die deutsch-englische Witu - Gesellschaft in Deutschland.

Beim Portraitmalet.



„Wie, das soll ich sein? Ne, da machen Sie mir nur lieber 'ne Landshaf' draus!“

— Eine Spielerfamilie. „Na, also was willst Du werden, Fröhchen?“ — Ein Dritter im Stat. — „Gespräche im Varieté!“ — „Der Kerl, der da eben sang, ist aber auch verdammt heiser.“ — B. — „Sieh' Dir mal seine Nase an! Ich glaube, es ist Nordhäuserkitt.“

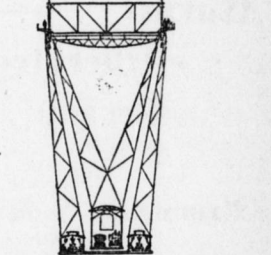
Hochbrücke mit Schwebefähre.

In Hamburg sollen die südlich der Elbe gelegenen Stadttheile Steinwärder und Kleiner Grasbrook durch eine Ueberbrückung ober-Unterunnelung des 400 Meter breiten Stromes an das Werkschneeh von Hamburg-Altona angeschlossen werden. Die Anlage eines Tunnelns war auf 21 Millionen Mark veranschlagt. Auch eine Ueberbrückung würde fast ebenso kostspielig werden, denn sie muß als Hochbrücke, d. h. derrauf konstruirt werden, daß die Brückenbahn hoch genug über dem Wasserpiegel zu liegen kommt, um selbst bei Hochwasser vollbetoneten Schiffen freie Durchfahrt zu gestatten; eine derartige Hochbrücke erfordert aber wieder ungeheuer lange Anfahrstrampen, wie sie in verkehrsreichen Orten nur mit großen Kosten herzustellen sind.



Hängebrücke.

Diese Schwierigkeiten haben zu einem höchst interessanten Projekt geführt, das unsere Abteilungen veranschaulichen — zu dem Entwurf einer Hochbrücke mit Schwebefährenbetrieb. Mächtige Pfeiler tragen auf jedem Ufer des Stromes hervor, ohne daß sich Anfahrstrampen an sie anschließen. Sie tragen zwischen sich eine verhältnismäßig sehr leichte eiserne Brückenbahn von 400 Meter Länge, gestützt durch zwei starke Tragelie, die über die Pfeilerfortsätze verlaufen. Jene Brückenbahn, die 45 Meter über dem Wasserpiegel liegt, wird unmittelbar für den Fahrverkehr gar nicht, für den Personentransport nur ausnahmsweise benutzt. Sie trägt nur ausnahmsweise einen kleinen mittelst Radgestellen viele Fahrzeuge — Schwebefähren genannt — hängen, mittelst derer der Verkehr von Ufer zu Ufer bewirkt werden soll. Die beiden Fährten sind derart eingerichtet, daß die kleinere durch die größere hindurchfahren kann, so daß sie also un-



Fähre.

abhängig von einander in ihrer Bewegung sind. Die kleinere Fähre trägt in der Mitte einen Schwebekahn-Personennaggen, daneben ist Raum für zwei große Arbeitsfahrwerke oder vier Dreifahrer; die große Fähre enthält zwei Hallen für den Personentransport. Beide Fährten können innerhalb einer Stunde 6000 Personen in jeder Fahrtrichtung befördern. Die Dauer jeder Fahrt soll nicht ganz eine Minute betragen.

Der Betrieb ist als ein elektrischer gedacht; dabei würde jeder Zusammenstoß der Fährten mit Schiffen sich leicht dadurch verhindern lassen, daß jene ihre Fahrtgeschwindigkeit sofort möglich über oder auch ganz anhalten können. Auch liegen die Unterarten der Fährten so hoch über dem Wasserpiegel, daß kleinere Fahrzeuge unter ihnen passiren können.

Nur bei starkem Nebel oder bei besonders regem Schiffsverkehr soll der Personentransport über die eigentliche Brückenbahn geleitet werden. Dabei würden die Personen dann innerhalb der Brückenpfeiler durch elektrische Aufzüge auf die Höhe der Bahn gehoben werden.

Die Kosten der ganzen Anlage sind auf noch nicht ganz 3 Millionen Mark berechnet.

Seltamer Widerspruch.



„Gerjes, nu sehn Sie doch bloß mal die Frau A. mit der modernen feinen Mantille, haben Sie fomas Uebernes schon gesehn?“ — Empfindlich: „Morgen kauf' ich mir auch eine!“

— Ehevergnügen. „Derr Freige führt doch wirklich eine recht fröhliche Ehe!“ — „Wieso?“ — „Nun, sie preist, er tanzt.“

— Eine richtige E. a. Herr: „Welcher Ausdrack gefällt Ihnen beifer: „Eder“ oder „bröd“?“ — Frau lein: „Selbstverständlich: „Eh!“